Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 30 (2023)
Heft: 333

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu Saiten Nr. 332

Liebe Redaktion, auch als nicht St.Galler gratulieren wir zur April-Ausgabe. Eine der besten, ja vielleicht die beste aller Zeiten. Die sollte eigentlich in jeden St.Galler Haushalt verteilt werden. Einzigartig all die Visionen.
Mit besten Wünschen

Otmar & Susy Elsener, Rorschach,
zur April-Ausgabe

Friedli und der SCB: Der Saiten-Kommentar zur Anbiederung Friedlis an das städtische Fussball-Fansegment war Balsam auf meine verletzte Brühler Seele! Danke!

Reto Moritzi zum Onlinebeitrag **SVP-Wahlkampf im Paul-Grüninger-Stadion**

Grundsätzlich voll dabei – word! Dann aber leise Kritik: Wenn sich SVP-Menschen eine Chance durch Wurst & Bier bei Fussballfans ausrechnen, haben sie möglicherweise ein Stück weit auch gut gepokert. Es gibt da unter den Fussballfans wohl auch das ganze (politische) Spektrum. Nur weil man im Grüninger-Stadion ist, sind nicht alle Anwesenden links/liberal/humanistisch... Leider. So ein Anlass wäre deshalb auch eine gute Gelegenheit, eine Wertedebatte zu führen: Unter Fans, Sportlern, Funktionären... statt einmal mehr gegen die SVP zu poltern, was halt denkbar einfach ist. Danke.

wiiterdänkä zum Onlinebeitrag **SVP-Wahlkampf im Paul-Grüninger-Stadion**

Die Immobilien-Lobby ist bestens vertreten und nimmt keine Rücksicht. Geld machen ist ihr einziges Ziel. Eine sehr traurige Bilanz, die Schönes und Wertvolles zerstört. Diese Lobbyisten gehen ja nicht in die «Wunderbar» oder sonst in eine Quartierbeiz, eher und sogar sicher ins Bad Horn, der SVP-Hochburg, und ähnlicher Kommerzbetriebe. Nur weiter so. Oder eben mal nicht?

Urs Carl Eigenmann zum Onlinebeitrag
Das Ende der «Wunderbar»

Meine Frau und ich waren vor kurzem in der «Wunderbar» zum Znacht und im Hotel. Wir waren hingerissen von diesem tollen und lebendigen Ort. Das Saurer-Museum als Nachbar, der weite See davor, die Ambiance von Industrie und Arbeit, die nicht auf chic getrimmt wurde. Wir vermissen solche Orte mehr und mehr und waren sowas von glücklich, einmal auf dieses Juwel von einer Oase zu stossen. Es wäre echt ein Jammer, würde diese Schönheit verschwinden! Können wir als Gäste und Fans etwas tun für den Erhalt?

Christoph Zihlmann zum Onlinebeitrag
Das Ende der «Wunderbar»

Bei Erscheinen dieses Hefts ist die Ständeratswahl so gut wie gelaufen. Bei Redaktionsschluss herrschte noch so etwas wie Wahlkampf. Die SVP-Kandidatin führte diesen ins Paul-Grüninger-Stadion in St.Gallen. Mit dem dort beheimateten SC Brühl hat sie nichts am Hut, und mit der linken Szene, die sich dort gerne tummelt, noch viel weniger. Diese muckte dann auch lautstark auf, als Friedli an der Seite ihres Freundes und Brühl-Hauptsponsors Ralf Klingler grosszügig und «rein privat» Gratisbier und -würste verteilte. Natürlich war die Aktion schnell als Wahlkampf entlarvt. Noch entlarvender ist allerdings das Abstimmungsverhalten von Esther Friedli, die derzeit noch im Nationalrat am Untergang des Sozialstaats werkelt. Alles online nachzulesen auf **saiten.ch/svp-wahlkampf-im-paul-grueninger-stadion** und **saiten.ch/mit-vollgas-in-die-vergangenheit**.

Na, wunderbar. Das wars. Ende Mai ist Schluss. Die Wirtin mag nicht mehr streiten. Der Mietvertrag mit der Immobilienfirma, der das Areal gehört, auf dem die Arboner «Wunderbar» steht, ist zwar bereits 2020 ausgelaufen. Doch Simone Siegmann gelang es irgendwie, den Betrieb doch noch aufrecht zu erhalten – bis jetzt. Die ganze Geschichte auf **saiten.ch/das-ende-der-wunderbar**.

Das Saiten-Stadtgespräch sorgt weiterhin für volle Ränge in der Grabenhalle. Fullhouse auch bei der sechsten Ausgabe. Die Gäste diesmal: Kunstmuseum-Chef Gianni Jetzer, SP-Schattenspender Paul Rechsteiner, Suchtspezialistin Regine Rust und Wahl-St.Galler/Aktivist «Öko». Wer dabei war, weiss jetzt, warum Regine Rust die Bullen heute ganz okay findet, warum sich die Justiz brutalisiert und die Kulturkämpfe verschärft haben, dass Gianni Jetzer die Geschlechter in der Kunst egal sind und was die Punks in St.Gallen mit Rostock und einer alten Tankstelle verbindet. Und wer nicht dabei war, kann hier nachhören: **saiten.ch/stadtgespraech-6-heerbrugg-isch-ueberall**

Du ärgerst dich? Du freust dich? Kommentiere unser Magazin und unsere Texte auf **saiten.ch** oder schreib uns einen Leser:innenbrief an **redaktion@saiten.ch**

Kopflose Notlösung

Anton strahlte vor Freude. Und wie immer, wenn ihm das passierte, waren seine Backen ganz rot angelaufen. Gewöhnlich schämte er sich bitzli dafür, doch heute musste er es nicht überspielen, nichts hätte ihm egaler sein können als sein Gesichtsleuchten. Stattdessen dachte er ans Leuchten in Esthers Augen, wenn sie sein Geschenk entdecken würde. Es war ein bisschen eine Notlösung, was seine Freude nur noch grösser machte. Denn je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm, dass es schlicht perfekt war! Zu Hause angekommen, stellte er das schöne hölzige und lüchtige Rentier, das er beim Entsorgen seiner Ländler-CDs ganz zufällig im Brocki gefunden hatte, in der Stube auf. Sein schallendes Lachen, für das man ihn über die Dorfgrenzen hinaus kannte, blieb ihm aber im Hals stecken, als er aus dem Stall wieder in die Stube zurückkehrte. Hätte er die Katze doch nur schon eingeschläfert, oder am besten geköpft, wie sie das Rentier. Auge um Auge, Kopf um Kopf. Da lag es nun, leuchtete in zwei Teilen vor sich hin, ein jämmerlicher Anblick. Einen schönen Scheiss hatten sie ihm da angedreht, verfluchte Notlösung, gopfriedli. Er bückte sich, um zu schauen, ob sich das noch irgendwie reparieren lässt oder zumindest kaschieren. Doch in dem Moment kam Esther durch die Tür. Kein Leuchten in den Augen. Anton wusste, was zu tun war. Mit Notlügen kannte er sich aus. (**dag**)

Sendet uns eure lustigen, kuriosen, irritierenden, umwerfenden und verwerflichen Schnappschüsse für die Saiten-Bildkolumne an **redaktion@saiten.ch**. Die Redaktion liefert den Text dazu. Das Titelbild liefert uns diesmal **David Gadze**.

es heimatet wir heimaten

Wem gehört Heimat? Was beheimatet sie und wen schliesst sie aus? Wann funktioniert sie und wann beginnt sie zu bröckeln? Ist Heimat ein Ort, eine Zeit, eine Idee? Heimat im Singular oder Heimaten im Plural? Heimat als eine Art zu sprechen, sich zu bewegen, sich in Beziehung zu setzen? Heimaten als Verb?

Die Kulturlandsgemeinde 2023 stellt Fragen und gibt Antworten: vom 18. bis 21. Mai rund ums Zeughaus Teufen, in Kunst, Theater und Musik, Debatten und Experimenten, beim Essen, Schreiben, Werken und an einem etwas anderen Highmatt-Abend.

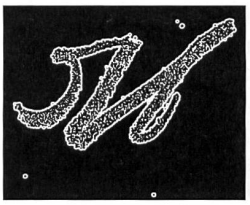
Mit
Ueli Alder
Sabine August
Michael Bodenmann
Martin Booms
Yvonne Apiyo Brändle-Amolo
Café Fuerte
Christina Caprez
Maj Lisa Dörig
Fabienne Luna Egli
Samira El-Maawi
Jo Glaus
Vasco Hebel
Irene Hochreutener
Hao Hohl-Yu
marc norbert hörler
Rahel Imboden
Luzia Kappenthuler
Christoph Keller
Thomas Künzle
Angela Kuratli
Corinne Riedener
Jana-Sophie Roost
Barbara Signer
Steff Signer
Hanspeter Spörri
Peter Surber
Valentin Surber
Verein Meter
Ly-Ling Vilaysane
Matthias Weishaupt
Hoseyn A. Zadeh
Beth Zurbuchen
und vielen weiteren

18. – 21. Mai 2023
Zeughaus Teufen

kulturlandsgemeinde.ch

Kulturlandsgemeinde 2023 FESTIVAL

Familienname unbekannt



rs oder Ursula. Simon oder Simone. In der Schweiz erkennt man am Vornamen meist auf den ersten Blick, ob es um eine Frau oder einen Mann geht. Bei tibetischen Namen ist das schwieriger. Wenn ich Fremden Mails schreibe, antworten sie mir oft mit der Anrede «Herr». Selbst wir Tibeter:innen haben manchmal Mühe, weil die Namen oft neutral sind. Hier darum einige Tipps, damit ihr zumindest ein paar männliche tibetische Namen von den weiblichen unterscheiden könnt.

Die Tibeter:innen haben oft zwei Vornamen. Anhand der Kombination dieser kann man den Genus erraten. Der Name Tenzin Lobsang ist neutral. Wenn wir einen anderen zweiten Vornamen geben würden, zum Beispiel Lobsang Dolma, kann man sicher sein, dass es sich um eine Frau handelt.

Im Buddhismus haben wir eine weibliche Gottheit namens Jetsun Dolma. Es gibt viele Namen, die einen Teil des Namens von ihr haben, nämlich «Dol--». Es gibt Namen wie Dolyang, Dolkar, Dolmey usw. Solche Namen sind weiblich. Dasselbe gilt für «--dön» am Ende eines Namens, etwa Saldön, Choedön, Nyidön usw.

In tibetischen Sprachen haben die Buchstaben ein Geschlecht, nicht die Nomen. Zum Beispiel ist der Buchstabe ཕ (P) männlich und der Buchstabe མ (M) weiblich. Die Namen mit «--mo» als Endung sind immer weiblich, zum Beispiel, mein Pseudonym Sangmo. Die männliche Variante des gleichen Namens wäre Sangpo.

So viel zur Erkennung des Geschlechts. Was ich an der Schweizer Kultur interessant finde, ist der Nachname. Viele Schweizer Familien haben Familiennamen, die auf jenen Beruf zurückgehen, den die Vorfahren ausgeübt haben. Es gibt auch Namen mit «von», welche zeigen, woher die Familie ursprünglich kommt.

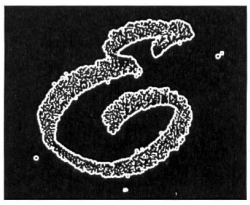
Für Tibeter:innen ist der Familienname nicht so wichtig. Viele von uns haben eigentlich gar keinen Nachnamen. Das ist mir erst hier in der Schweiz aufgefallen. Für die Behörden hier ist der Nachname aber wesentlich. Vertreter:innen des gemeinen Volks, die keinen Familiennamen haben, geben darum gegenüber den Beamten heute oft den Namen ihrer Sippe als Nachnamen an.

Dieser kann aber auch vom Land abhängen, in das Tibeter:innen flüchten mussten. In der Schweiz wird zum Beispiel manchmal auch der Vorname als Nachname verwendet. In Indien hat man ihn gar nicht gebraucht. In den USA erhalten Tibeter:innen, die keinen richtigen Nachnamen haben, die Bezeichnung FNU (First Name Unknown) als Familiennamen.

Die chinesische Regierung will sicherstellen, dass die Tibeter:innen Nachnamen haben. Viele Haushalte in Tibet, die keinen Familiennamen hatten, mussten daher einen bestimmen. So sind die unterschiedlichen Familiennamen mit «--tsang» am Ende zustande gekommen. Tsang bedeutet «Nest». So sind Nachnamen wie zum Beispiel Dickeytsang (Nest des Glücks) oder Ghangkartsang (Nest des weissen Schnees) erfunden worden.

Sangmo* 1991, ist 2014 in die Schweiz gekommen und lebt als Sans-Papier in St.Gallen. Sie gibt Deutschunterricht und besucht seit 2020 online eine weiterführende Schule. (*Name der Redaktion bekannt)

Es reicht



s gibt Leute, die haben zu viel Geld. Und das Schlimme ist: Wir als Gesellschaft finden das auch noch erstrebens- und bewundernswert. Ein Problem dabei ist, dass wir Menschen uns «zu viel Geld» gar nicht vorstellen können. Auch ich nicht.

Ich dachte lange: Was ist schon gross der Unterschied zwischen Millionär:in und Milliardär:in? Doch dann bin ich über folgenden Vergleich gestolpert:

Wie lange sind 1 Million Sekunden? Es sind ungefähr 11 Tage. Aber wie lange sind 1 Milliarde Sekunden? Es sind über 31 Jahre!

Erst im April hat wieder ein Milliardär die 200-Milliarden-Dollar-Grenze überschritten. Das Vermögen des Franzosen Bernard Arnault hat seit Jahresbeginn in nur drei Monaten um über 39 Milliarden Dollar zugenommen. Ein Mensch so reich, würde er 99,9 Prozent seines Vermögens verlieren, hätte er immer noch fast 200 Millionen.

Dass wir als Gesellschaft überhaupt Superreiche dulden, ist ein Armutszeugnis. Dieser Begriff hat ja drei Bedeutungen. Heisst es einerseits doch, dass man mehr von jemandem erwartet hätte. Andererseits ist es aber auch eine «behördliche Beglaubigung des Anspruchs auf Armenrecht».

Wobei ich mich schon frage: Wie beweist man einem Amt, dass man nichts hat?

«Sehen Sie, Herr Müller, in dieser Brieftasche wäre Platz für Geld. Da ist aber nichts. Und wie Sie auch sehen können: Die Brieftasche ist imaginär. Hier hätte eine Brieftasche sein können.»

Gleichzeitig ist ein Armutszeugnis aber auch das, was Reiche anstreben, wenn es ums Steuernzahlen geht. Klar, es gibt Reiche, die von sich selber sagen, dass sie endlich vom Staat richtig besteuert werden sollen. Aber als ich davon zum ersten Mal in der Zeitung gelesen habe, wurde ich schon wieder wütend. Zeigt es doch wieder einmal, wie privilegiert sie sind. Ich sage das seit Jahren und niemand hat es je abgedruckt.

Aber ich finde, es reicht nicht, Reiche endlich richtig zu besteuern. Meiner Meinung nach sollte es eine Vermögensobergrenze geben. Zum Beispiel 10 Millionen. Alles, was darüber verdient oder vererbt wird, geht automatisch an die Gesellschaft.

Was von diesem Geld bezahlt wird, darf aber dann auch ruhig den Namen der Gönner:in tragen. Zum Beispiel die «Rutishauser-Bibliothek», die «Rütsche-Rutsche» oder von mir aus auch die «Blocher-Kläranlage».

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Coach für Rechtschreibung und Comedy Writing.

Universität Basel
Philosophisch-Historische Fakultät

MAS Kulturmanagement

Die Weiterbildung für Kulturschaffende, Kulturfördernde und Kulturveranstalter:innen.

› **CAS in Kulturpolitik und Kulturrecht**
Start: 24.08.2023

› **DAS in Kulturreflexivem Management**
Start: 13.10.2023

› **CAS in Innovation und Change**
› **CAS in Digitalen Kulturen**
Start: 12.01.2024

Info-Anlass
16. Mai und
21. Juni 2023
18.30 Uhr
Jetzt anmelden!

Mehr Informationen unter
kulturmanagement.unibas.ch
Anmeldung an skm@unibas.ch

SKM
studienangebot
kulturmanagement

INTER-ACTIVE MEDIA DESIGN

Höhere Fachschule
Infoanlass
Mittwoch, 31.5.2023

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
gbssg.ch

FOTO-GRAFIE

Höhere Fachschule
Infoanlass
Mittwoch, 31.5.2023

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
gbssg.ch

TEXT
OLIVER KÜHN

REGIE
BARBARA BUCHER

CAMPING DELUXE

EIN SOMMERNACHTSRAUSCH

25. MAI BIS 11. JUNI 2023
IN DER BADI GAIS
TICKETS: WWW.THEATER-VARAIN.CH

theater VARAIN

«Wahrscheinlich hoffte ich immer auf eine Revolution»

Kaum eine hat die feministische Bewegung in St.Gallen so geprägt wie Alexa Lindner Margadant. Im Interview spricht sie über ihr Verhältnis zur SP, in der sie seit 70 Jahren aktiv ist, über legendäre 1.-Mai-Feste in Flawil und ihre Faszination für die Stenografie. Interview: Matthias Fässler, Bild: Sara Spirig

Saiten: Du hast vor Kurzem dein 70-Jahr-Jubiläum in der SP gefeiert. Wie hast du es so lange in der Partei ausgehalten?

Alexa Lindner: (lacht) Das ist eine gute Frage, denn ich habe mich auch oft geärgert. Aber wenn ich mir die Parteien in der Schweiz anschaue, dann ist die SP für mich wirklich die einzige Möglichkeit. Sie ist die Partei, die darauf schaut, dass es allen gut geht, vor allem den Schwächsten der Gesellschaft. Mir gefällt auch das aktuelle Präsidium, insbesondere ihre Haltung, wenn mal wieder etwas beschlossen wird, wo die Frauen schlechter wegkommen.

Dieses Wohlfühlen in der Partei ist aber nicht selbstverständlich: 1972 wurdest du zur ersten Präsidentin der SP des Kantons St.Gallen gewählt und ein Jahr später abgesägt.

Der Sekretär des Gewerkschaftsbundes mochte mich nicht, weil ich eine völlig andere Herangehensweise hatte, die Partei zu führen. Ich wollte unsere Taktik, unsere Inhalte von Grund auf gemeinsam diskutieren, das war für mich selbstverständlich. Er fand aber, ich sei eine Präsidentin, die nicht wisse, was sie wolle. Als Präsidentin müsse man die Dinge durchsetzen. Das wollte ich aber nicht.

Hattest du damals auch als Frau einen schweren Stand, in einer damals noch sehr männerdominierten Partei?

Das ist möglich, aber ich glaube nicht, dass dies der Hauptkonflikt war. Wir mochten uns einfach nicht. Wobei er mehr gegen mich hatte als ich gegen ihn.

Du bist der Partei bereits mit 16 beigetreten. Was hat dich dazu bewogen?

Mein Vater war Kantonspolizist und ihm war immer sehr klar, dass er einen politischen Lohn bezieht, nämlich einen sehr kleinen. Ich bin also in einem eher linken Elternhaus aufgewachsen. Ich fand dann eine Stelle als kaufmännische Angestellte in der Kanzlei von Harald Huber, einem damaligen SP-Nationalrat. Auch das hat mich geprägt. Zu Beginn habe ich in der Partei die Protokollführung der kantonalen Geschäftsleitung übernommen, eine Tätigkeit, die oft unterschätzt wird. Nie ist man näher im Innern einer Veranstaltung als beim Protokollführen. Man lernt, Menschen einzuschätzen. Man spürt, wer sich nervt, wer geduldig ist.

Die SP hat 1959, also in deiner Anfangszeit, ein ziemlich reformistisches Parteiprogramm verabschiedet, auch punkto Frauenrechte. Was war das für eine Partei, in die du eingetreten bist?

Mir war als Jugendliche die politische Ausrichtung der Partei noch gar nicht so bewusst. Aber natürlich politisierte ich dann immer am linken Rand der Partei. Ich habe schliesslich auch einen ehemaligen Kommunisten, Bruno Margadant, geheiratet. Mir gefiel das Umfeld der SP-Frauengruppe. Ich mochte vor allem die Arbeiterinnen, die mit Waschen und Putzen ihre Familien ernähren mussten, aber trotzdem immer treu zur Sache standen. Das hat mich sehr beeindruckt.

Du bist Ende der 90er-Jahre freiwillig aus dem Stadtparlament zurückgetreten, auch weil du keine Lust auf «Millimeterarbeit» hattest, wie du einmal sagtest. Du seist lieber an der Basis. Warum reizt dich diese Perspektive mehr?

Diese Millimeterarbeit im Parlament kam mir immer doof und langweilig vor. Wahrscheinlich hoffte ich immer auf eine Revolution. Und diese Revolution sollte eher von der Strasse ausgehen als vom Parlament. Aber natürlich: Die Partei hat mir immer auch viel gegeben, beispielsweise an die 1.-Mai-Feste habe ich die besten Erinnerungen. In Flawil haben wir zwischen 1973 und 1982 riesige Feste veranstaltet, an denen auch viele Italiener:innen teilnahmen. Dieses Gefühl, gemeinsam *Die Internationale* zu singen oder *Avanti Popolo*, das war wunderschön, das gab dir wieder Feuer für das ganze Jahr.

Du warst auch sonst immer auf der Strasse anzutreffen, etwa bei politischen Strassentheatern oder anderen kreativen Aktionsformen.

Ja, das hat mir auch immer mehr Spass gemacht, als im Parlament zu diskutieren. Im Parlament konntest du einen Vorstoss noch so gut begründen, und dann wurde er abgelehnt.

Du warst an der Gründung der Frauenbibliothek Wyborada und des Frauenarchivs (heute: Archiv für Frauen-, Geschlechter- und Sozialgeschichte) beteiligt. Wieso ist das Archivieren, die Erinnerungsarbeit so wichtig?

Sie ist gerade für die feministische Bewegung zentral. Nur so können wir beweisen, was Frauen alles geleistet haben. Und das ist eine ganze Menge! Darum ist es ganz wesentlich, über diese Frauen Bescheid zu wissen. Beispiele für solche Geschichten finden sich etwa im Buch *Blütenweiss bis rabenschwarz*, an dem ich beteiligt war. Eine meiner liebsten ist jene von Monika Polo-Kaiber. Sie hat mit praktisch null Bildung eine solch klare Haltung erarbeitet. Bei ihr wusste man immer: Auf sie ist Verlass. An den 1.-Mai-Umzügen setzte sie ihren Kindern im Kinderwagen jeweils rote Mützen auf und lief an der Demo mit. Dass Frauen oft nicht vorkamen oder vorkommen, hat natürlich damit zu tun, dass Geschichtsschreibung von den Patriarchen gemacht ist.

Neben dem feministischen Kampf hast du dich der Stenografie verschrieben. Was fasziniert dich daran?

Ich war beruflich darauf angewiesen. Denn es gab noch keine Aufnahmegeräte. Es hiess dann: «Fräulein Lindner, zum Diktat!» und ich habe stenografiert und es nachher an der Schreibmaschine abgetippt. Ich fand danach: Ich habe von der Stenografie gelebt, also muss ich ihr auch etwas zurückgeben. Ich bin heute noch im Stenografenverband

aktiv. Ich bereite jeweils die Schön- und Rechtschreibeaufgaben für den «Stenostamm» vor. Und natürlich war mir Sprache immer wichtig. Ich hatte Freude daran, einen Artikel zu schreiben und mir zu überlegen, welcher Ausdruck am besten passt und wie ich verständlich schreiben kann.

Wie wichtig ist geschlechtergerechte Sprache für den Kampf für Gleichberechtigung?

Ich habe schon damals nicht «man», sondern «frau» geschrieben, uns war schon früher wichtig, nicht nur die männliche Form zu verwenden. Aber das Thema ist mir heute nicht mehr vordringlich.

Ein Thema, das dich das ganze Leben begleitet hat, ist die Frage nach Lohngleichheit. Wieso tut sich gerade die Schweiz so schwer mit der Umsetzung der Forderung «gleicher Lohn für gleiche Arbeit»?

Die Antwort ist einfach: Weil die linken Parteien zu schwach sind, diese Forderung umzusetzen. Alt Bundesrätin Simonetta Sommaruga hat selber davon berichtet, wie sie weniger Lohn erhielt, obwohl sie die gleiche Arbeit wie ein Mann verrichtete. Ökonomische Fragen waren mir immer schon wichtig. Das Beispiel der Credit Suisse zeigt wieder einmal, wie der real existierende Kapitalismus funktioniert. Hier schaut man immer zuerst für sich. Die Manager schauen zuerst, dass es ihnen gut geht, was sonst passiert, ist ihnen Wurst.

Um strukturell tiefe Löhne geht es auch in der Pflege, deren Bedeutung die Coronakrise eindrücklich aufgezeigt hat. Steht die Pflege eigentlich exemplarisch für die strukturelle Ungleichheit zwischen Frauen und Männern?

Ja, natürlich. Auch darum mag ich Barbara Gysi besonders, weil sie dafür sorgt, dass es den Pflegenden besser geht. Ich kenne sie seit Jahren, ich weiss, auf sie ist Verlass. Dass übrigens im Ständeratswahlkampf nur Frauen antraten, war nicht wirklich Grund zur Freude für mich. Ich hielt das von Anfang an für reine Taktik.

Im Speziellen von der SVP?

Ja, die SVP ist eine unmögliche Partei. Auch sie schaut immer zuerst für sich.

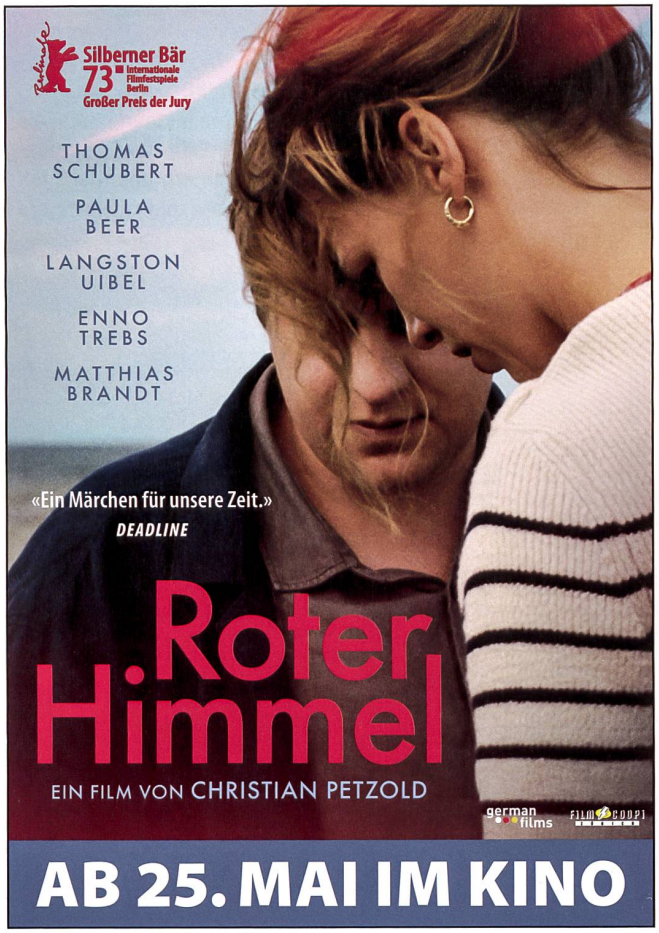
Du hast einen Grossteil deines Lebens in St.Gallen verbracht. Hat es dich nie weggezogen?

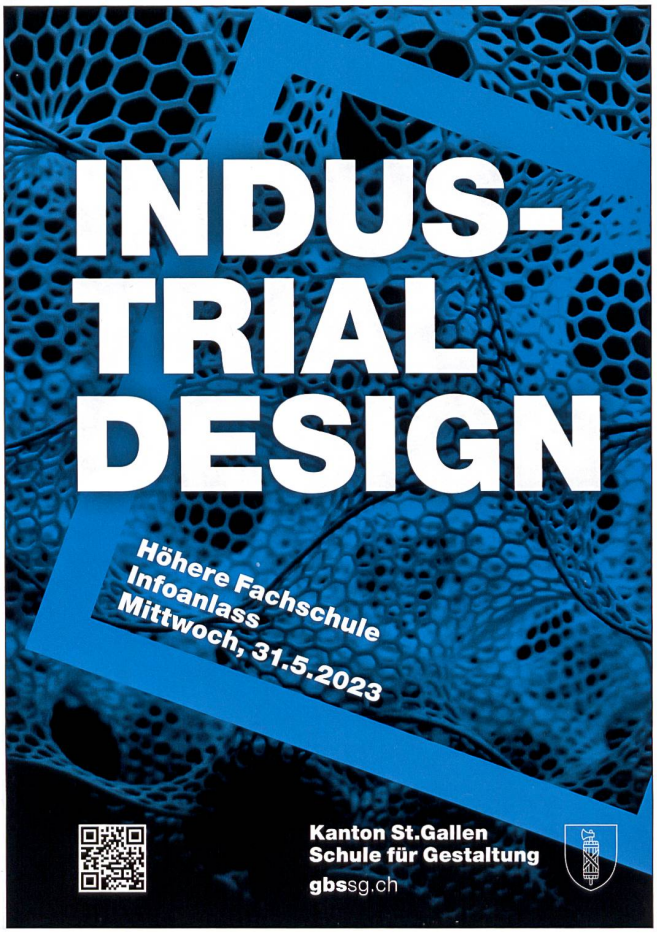
Nein. Mir passt eigentlich alles an St.Gallen – ausser dem Klima, mir ist es oft zu frostig. Aber ich möchte an keinem anderen Ort leben. Hier kenne ich mich aus. Ich kenne die Leute, die politisieren. Einmal, an einem verregneten, kalten Herbsttag, habe ich eine Frau Flugblätter verteilen sehen. Es war unsere aktuelle Stadtpräsidentin Maria Pappa, übrigens eine ehemalige Schülerin von mir. Das hat mich so gefreut. An ihr schätze ich besonders, dass sie immer zu den Leuten geht, sie bleibt nicht einfach hinter ihrem Schreibtisch sitzen.

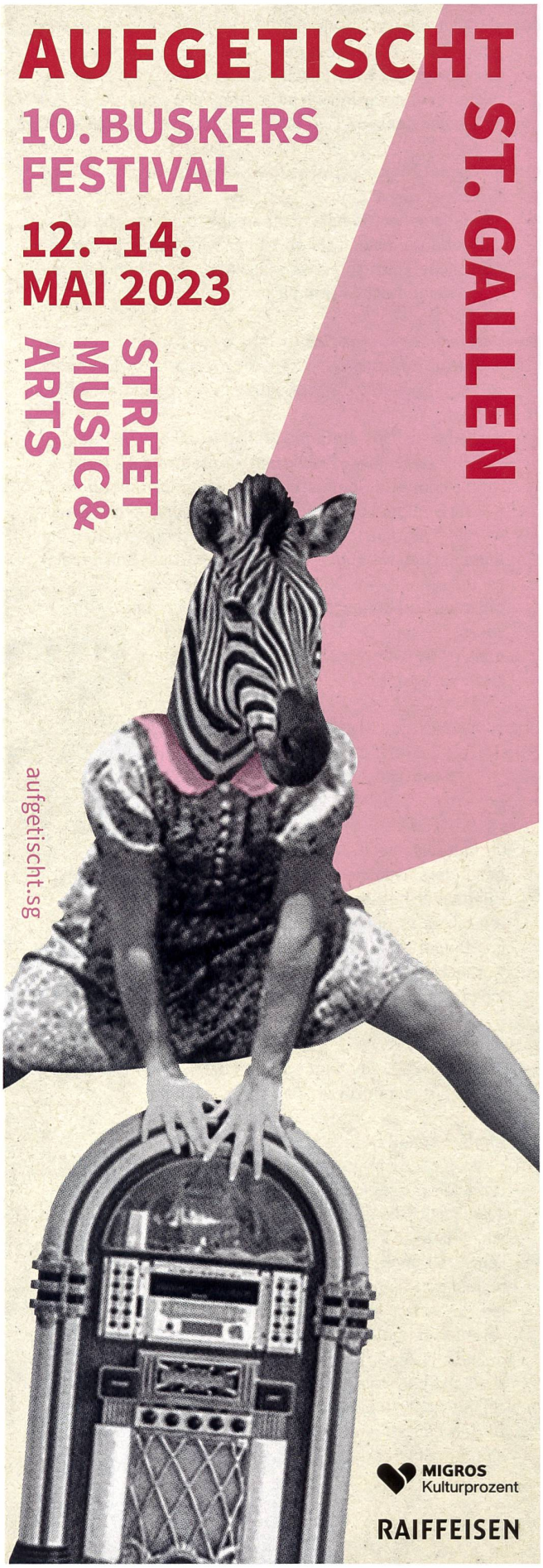
Du hast einmal gesagt, du seist früher viel zu brav gewesen. Das kann man sich bei einem so bewegten und mutigen Leben irgendwie gar nicht vorstellen. Wie meintest du den Satz?

In Momenten, in denen ich eine andere Meinung hatte als meine politischen Gegner, habe ich nicht richtig protestiert, sondern habe immer freundlich argumentiert. Ich hätte wohl mehr erreicht, wenn ich ein wenig «bösartiger» gewesen wäre.

Alexa Lindner Margadant, 1936, wurde in Alt St.Johann geboren. Sie arbeitete als Lehrerin für Maschinenschreiben, Stenografie, Bürotechnik und Informatik. Von 1972 bis 1974 und von 1993 bis 1998 sass sie für die SP im St.Galler Stadtparlament. Darüber hinaus war sie an zahlreichen Buch- und Ausstellungsprojekten, am Kampf für das Frauenstimmrecht, die Mutterschaftsversicherung und das Gleichstellungsgesetz beteiligt. Heute noch hilft sie im Archiv für Frauen-, Geschlechter- und Sozialgeschichte mit bei der Aufnahme neuer Bücher.


Silberner Bär
73 Internationale Filmfestspiele Berlin
Großer Preis der Jury
THOMAS SCHUBERT
PAULA BEER
LANGSTON UIBEL
ENNO TREBS
MATTHIAS BRANDT
«Ein Märchen für unsere Zeit.»
DEADLINE
Roter Himmel
EIN FILM VON CHRISTIAN PETZOLD
german films
AB 25. MAI IM KINO


INDUS-
TRIAL
DESIGN
Höhere Fachschule
Infoanlass
Mittwoch, 31.5.2023
Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
gbssg.ch


AUFGETISCHT
10. BUSKERS FESTIVAL
12.–14. MAI 2023
STREET MUSIC & ARTS
ST. GALLEN
aufgetischt.sg
MIGROS Kulturprozent
RAIFFEISEN

Die Butch aus Belgrad

Es ist ungefähr 2011, und nach einer durchsoffenen Nacht in Belgrad verbringe ich meinen Nachmittag über der Kloschüssel meiner Jugendherberge. Keine Ahnung, wo meine drei Kumpels sind, mit denen ich gerade am Reisen bin; vielleicht auf anderen Badezimmerböden. Sie sind es jedenfalls nicht, die an der Tür klopfen: Es erscheint die Frau, die in der Herberge am Empfang arbeitet. Am Tag zuvor ist mir aufgefallen, wie streng sie wirkte, mit ihren kurzen Haaren, der Männerkleidung, dem steinernen Gesicht. Dort aber entdecke ich jetzt einen recht sanften Ausdruck. Und in ihren Händen eine kleine Schüssel. Sie hält sie mir hin. Es ist Bouillonsuppe.

Die Butch aus Belgrad ist vielleicht meine erste bewusste Erinnerung an die Art von Lesbe, die gemeinhin gern als «Kampflesbe» abgewertet wird. Junge queere Menschen nennen das «masc», aber ich mag den Ausdruck aus den 1940er-Jahren: Butch. («Butsch» ausgesprochen, nicht etwa «Batsch»).

In diesem Jugendherberge-Bad war ich noch fern davon zu wissen, was eine Butch ist – ja, sogar fern davon zu wissen, dass ich selbst queer bin. Natürlich war ich auch zu hinüber, um der lieben Butch aus Belgrad allzu viel auf die geschenkte Bouillon zu entgegnen, und später zu beschämt, um angemessen danke zu sagen. Aber die Erscheinung blieb: Da war eine Frau, die ihr Frausein anders lebte, als ich es damals kannte. Die selbst bestimmte, wie ihre Weiblichkeit aussieht und wirkt – und die das, was als maskulin gilt, kombinierte mit ihrer eigenen Fürsorge.

Es ist 2023, der fremde Typ sieht mir zu beim Tanzen, und das stresst meine Eier. Es ist eine Zürcher Lesbenparty, und starrende Typen gehören für mich nicht zu den Gendern, die hier willkommen sind. «Der ist im Fall glaubs mega schwul», sagt meine Begleitung, als ich bei ihr mötzle. «Mir egal, wie schwul er ist, er soll keine tanzenden Frauen anstarren!», zische ich.

Die beiden ach so schwulen Männer kommen dann irgendwann mit Shots auf meine Gruppe zu, sie strecken einer sehr feminin gestylten Frau ein Gläschen hin, dann mir, ich lehne ab. Eine Butch um die 40, die das Ganze beobachtet, streckt dankbar ihre Hand Richtung Shots, und die Männer ignorieren sie. Ich wende mich ab, genervt; sie hatten nur femininen Frauen einen Shot angeboten.

«Warum hast du den Shot abgelehnt?», fragt mich die Butch kurz darauf freundlich interessiert, «trinkst du nicht?» – «Ich habe keinen Bock auf Männer, die nur Shots an Frauen spendieren, die sie fickbar finden», antworte ich, «und nein, ich trinke keinen Alkohol.» (Nicht mehr, denke ich, in Erinnerung an weit entfernte Kloschüsseln.) «Was trinkst du denn gern?», fragt mich die Butch, und ich antworte: «Tee. Aber den gibt es in Clubs nicht.»

Sie verschwindet und fünf Minuten später erscheint sie wieder. Sie reicht mir eine Tasse Tee. «Der Typ hinter der Bar wusste fast nicht, wie man Tee macht», lacht sie. Ich blicke zur Bar, wo weit hinten ein abgefuckter Wasserkocher steht, und dann zur Frau, die mir gerade in den frühen Morgenstunden in einem Zürcher Club einen Pfefferminztee besorgt hat.

Wenn ich an der Pride demonstriere, demonstriere ich auch für Butches: Für Menschen, die Konzepte von Weiblichkeit durchbrechen und neu erfinden; dafür, dass sie ein Leben in Würde leben können. Und, das will ich an dieser Stelle nüchtern zugeben, ein bisschen auch dafür, dass sie mir weiterhin in unerwarteten Momenten ein Heissgetränk anbieten.

Anna Rosenwasser, 1990, wohnt in Zürich und ist freischaffende Journalistin. *Rosa Buch: Anna Rosenwassers gesammelte Kolumnen* erschienen im März beim Rotpunkt-Verlag in Kooperation mit Saiten.